



Die Ihr des harten Todes sterbt...

Die Ihr des harten Todes sterbt,
Des Todes ohne Pflanz und Weinen,
Des Todes ohne Licht und Leinen,
Ihr, deren Blut die Aeder färbt,

Ihr, deren Kraft der Bergschnee trinkt,
Ihr, die zerfetzt in Felsenklüften,
Und Ihr zumeist, die in den Gräften
Der Meerestiefe wach versinkt, —

Des Schicksals Wunsch ist ganz verhallt,
Doch so darf keiner sinnlos leiden,
Gewiß: das Wehmaß vieler Zeiten
Habt Ihr mit Euerm Tod erfüllt!

Am Berghang Du, im Meergrund Du,
Ihr beftet sinkend ferne Erben,
Ihr laßt die Kinder festig sterben,
Ihr drückt des Entsetz Auge zu.

Bruno Franz

Die Offensive und Rußlands Wirtschaftsleben.

Von Heinrich Cunow.

Die verunglückte Offensive, die auf Kerenskis Betreiben Brusilow an der galizischen Front unternommen hat, stürzt Rußland nicht nur in neue politische Wirren, sondern vermehrt zugleich die Zerstückung des russischen Wirtschaftslebens, die seit den Revolutionstagen des März sich immer mehr zu einer gefährlichen, das ganze russische Reich vor einen inneren Zusammenbruch stellenden Krise gesteigert hat. Die Gebiete jenseits der galizisch-bukowinischen Grenze, in welche die deutschen, österreichischen und türkischen Heere vordringen, gehören zu den fruchtbarsten Getreidegebieten Rußlands. Selbst, wenn die Mittelmächte aus irgend welchen militärischen oder politischen Gründen auf ein tiefes Eindringen in Podolien und Besarabien verzichten sollten, gehen doch dadurch, daß ausgedehnte Strecken des besten russischen Bodens in die Kampfzone einbezogen oder von den fliehenden Truppenmassen verwüstet werden, die Russen eines großen Teils der erhofften neuen Ernte verlustig. Bedenklicher noch als der Bodenverlust wird aber voraussichtlich der Einfluß auf die russische Bauernschaft sein, die sich schon bisher trotz allen Drängens nicht dazu verstehen wollte, den Ueberfluß ihrer Vorräte herzugeben. Zwar in der zweiten Hälfte des April und im Mai, als ihnen die Aussicht einer Aufteilung der Staats- und Klosterländereien (mehr als ein Drittel der gesamten landwirtschaftlichen Bodenfläche des europäischen Rußlands besteht in Staatsländereien) winkte, da zeigten sie sich bereitwilliger, die geforderten Nahrungsmittel abzuliefern; doch die Untätigkeit der provisorischen Regierung, die es noch immer nicht bis zur Einsetzung einer Agrarreform-Kommission zu bringen vermochte, hat das Mißtrauen der Bauern aufs neue geweckt und die ihnen durch Flüchtlinge und Deserteure zugehenden Berichte über den planlosen Rückzug aus Galizien werden dieses Mißtrauen schwerlich heben. Mit Gewalt gegen die Bauern vorzugehen ist aber heute, wo das Kerenskische Regiment die Gegenläufe im sozialistischen Lager auf die Spitze getrieben und den reaktionären Elementen die Gelegenheit zur Erholung verschafft hat, kaum möglich.

Dazu kommt, daß nach russischen Berichten vom Juni die Bayernländereien in vielen Gegenden, teils infolge der mißmütigen Trägheit der Bauern, teils infolge des Mangels an Arbeitskräften und an Arbeitsgeräten, sehr schlecht bestellt sind. Die Anbaufläche hat sich um ein weiteres Fünftel verringert, und der Ertrag pro Dehjätine soll im Durchschnitt um 25 bis 30 Proz. niedriger zu bewerten sein, als in den letzten Jahren vor Kriegsbeginn. Schon damals hatte aber Rußland verhältnismäßig niedrige Ernteerträge. Sogar in dem besten Ertragsjahre, im Jahre 1913, sind im europäischen Rußland auf dem Bauernlande nur 795 Kilogramm Weizen und 870 Kilogramm Roggen pro Dehjätine geerntet worden, während sich der Ertrag auf dem besser bewirtschafteten Boden des Großgrundbesitzes auf 900 und 1059 Kilogramm stellte. Selbst in jenen Jahren hat also der russische Bauer nur ungefähr ein Drittel auf der gleichen Getreidebaufläche geerntet, wie der deutsche Bauer. Nun reiht sich dem Verlust wertvoller Getreidegebiete oben-

drein eine Missernte an. Auch die noch immer unter Streitigkeiten der Arbeiterschaft mit dem Unternehmertum, unter wilden Streiks, Maschinen- und Materialmangel leidende russische Industrie wird durch die fehlgeschlagene Offensive getroffen, denn die gegen den Wunsch der Arbeiterschaft unternommene Offensive wird sicherlich deren Obstruktionslust nicht dämpfen, hat doch das Vorgehen Kerenskis bereits innerhalb der sozialistischen Parteien blutige innere Zwistigkeiten hervorgerufen. Andererseits wittert das Unternehmertum wieder Morgenluft und bereitet sich auf die Reaktion vor. Dabei ist kaum anzunehmen, daß Kerenski, Zerettoli und Gefährten die Verfehltheit ihrer Taktik einsehen und sich zum schnellen Friedensschluß bereitfinden lassen werden. Karl Marx bemerkt im Anfang seines „Kathedren-Drumme“, daß alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal er-

eignen — das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce. Gerade in Zeiten revolutionärer Krisen beschwören die Führer meist ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienst herauf, entlehnten ihnen Namen, Schlachtparolen, Kostüm, um in altherwürdiger Verkleidung und erborgter Sprache die neue Weltgeschichtsszene aufzuführen. So ergreift es auch manchen der jetzigen gefeierten Größen Rußlands. Kerenski hat sich sogar drei Kostüme zugelegt. Er spielt je nach Umständen Mirabeau, Margarete Nicolas Carnot und Saint-Just. Während er einerseits verkündet, die historischen Fehler der Danton, Robespierre und Marat müßten vermieden werden, möchte er andererseits das russische Volk in die Kriegsbegeisterung der französischen Revolutionsarmee von 1793 versetzen und in der Rolle eines wiedererstandenen Carnot die „levée en masse“ inszenieren. Der Fehlschlag der von ihm eingeleiteten Offensive wird ihn daher nur zu neuen Anstrengungen anspornen. Er wird voraussichtlich versuchen, neue Armeen auf die Beine zu bringen und die stagnierende russische Industrie zu zwingen, die nötige Ausrüstung zu liefern — eine Anspannung, die notwendig die Arbeit für den Friedensbedarf noch mehr einschränken wird.

Solche Folgen der Offensive sind um so verhängnisvoller, als das ohnehin unzulängliche Eisenbahnsystem Rußlands durch den Krieg fast völlig ruiniert ist, die innere Verwaltung überall versagt, der Handel stockt, die Valuta sinkt und die Finanzen des Reichs wie der größeren Stadtgemeinden sich in einem derartigen Zustande befinden, daß selbst für die allerdringendsten Ausgaben die erforderlichen Geldmittel fehlen. Nach einer kürzlichen Erklärung des russischen Finanzministers wird sich bis zum Schluß des Jahres ohne die kleineren schwebenden Schulden die Staatsschuld Rußlands auf mindestens 55 Milliarden Rubel belaufen, von denen nahezu fünf Sechstel zu den kurzfristigen Schulden zu rechnen sind, also bald bezahlt werden müssen. Woher das Geld zur Deckung nehmen? Damit sollen ferner die täglichen Reichsausgaben bestritten werden, die immerfort steigen und heute sich schon auf eine halbe Milliarde Rubel pro Woche belaufen? Die am 19. April zur Zeichnung aufgelegte fünfprozentige „Freiheitsanleihe“ hat trotz des niedrigen Einzahlurses von 85 Proz. und der Verhätzelung der hohen Finanz durch die provisorische Regierung noch nicht eine Milliarde Rubel ergeben. Die Bourgeoisie hält die Taschen zu. So bleibt als letztes Mittel nur die Zwangsanleihe. Vorläufig haben freilich, da sie das größte Interesse an der Wiederaufnahme der russischen Offensive hatten, England und Amerika dem russischen Staat und den Gemeinden noch gepumpt, aber als vorstichtige Geschäftsleute nur gegen Verpfändung von Bahnen, Bergwerken, Ländereien, Hafenanlagen, städtischen Vertrieben usw. Wird das auch ferner geschehen, wenn infolge der verunglückten Offensive das Wirtschaftsleben vollends zusammenbricht? Als Ausweg wird schließlich wohl nur der Staatsbankrott übrig bleiben.

Eine ebensolche Zerrüttung weist der Handel auf. Im Jahre 1913 hat Rußland über die europäische Grenze, über Finnland und die asiatischen Grenzen insgesamt für 1375 Millionen Rubel an Waren eingeführt und für 1519 Millionen Rubel ausgeführt. Die Handelsbilanz war aktiv, der Ueberfluß betrug 146 Millionen Rubel (1912 sogar 347 Millionen Rubel). Im Jahre 1916 belief sich die Einfuhr auf 2682 Millionen Rubel, fast das Doppelte wie im Jahre 1913, die Ausfuhr hingegen nur auf 579 Millionen Rubel. Es war also ein Defizit von 2103 Millionen Rubel vorhanden. Die Handelslage hatte sich völlig verschoben. Vergleicht man die Ausfuhr von 1913 mit 1916, dann ergibt sich, daß zum Beispiel der Export an Lebensmitteln von 807 auf 156 Millionen Rubel, an Vieh von 83 auf 0 Millionen Rubel, an Roh- und Halbfabrikaten von 550 auf 293 Millionen Rubel gefallen ist. Und seit März 1917 geht, wie einzelne neuere Ziffern zeigen, die Ausfuhr noch schneller zurück. Rußland hat heute fast keine Ausfuhr mehr, nur noch eine Einfuhr von englischen, amerikanischen, französischen, schwedischen und japanischen Waren zu Schwindelpreisen.

Unter solchen Umständen hätte es die erste Aufgabe der provisorischen Regierung sein müssen, alsbald ohne Rücksicht auf die imperialistischen Eroberungsgelüste an der Thematik und der Seine Frieden zu schließen. Die Durchführung der Revolution verlangte gebieterisch den Friedensschluß, denn es gibt in der Lage, in der sich Rußland befindet, nur eine Alternative: Friedensschluß oder Verzicht auf die revolutionäre Neuordnung des politischen und wirtschaftlichen Lebens! Kerenski hat sich für die Massenoffensive entschieden. Die Folgen kommen in erster Reihe auf sein Schuldkonto. —

Zur Regelung der Heimarbeit.

Von Johannes Timm.

Wenn auf irgendeinem Gebiet die soziale Gesetzgebung nicht vorwärts gekommen ist, so auf dem der Regelung der Heimarbeit. Dabei hat wohl kaum eine Frage so sehr die Öffentlichkeit beschäftigt, wie eben die der Heimarbeitsreform. Grundsätzliche private und amtliche Erhebungen sind hierüber veranstaltet, die sozialpolitischen Fachkreise sind seit Jahren einhellig mit gut durchgearbeiteten Vorschlägen an die Regierung herantretend, trotzdem ist nichts zustande gekommen als ein zusammenhangloses, deforatives Flickwerk. Als nichts anderes kann man das Heimarbeitsgesetz vom 20. Dezember 1911 bezeichnen. Denn dieses Gesetz ist nur ein Rahmengesetz, das nur wenig zwingende Bestimmungen ent-

hält. Die Ausführung der leitenden Grundsätze sind dem Ermessen der zuständigen Behörden überlassen.

Nur die Bestimmungen über die offene Auslage von Lohnverzeichnissen und Lohnlisten, die Führung von Lohnbüchern oder Lohnzetteln, die Registrierpflicht und die Unterstellung der Heimarbeiter unter die Gewerbeinspektion sind zwingend; aber bei den besten davon — die offene Auslage von Lohnverzeichnissen und Lohnlisten und die Führung von Lohnbüchern oder Lohnzetteln — ist die Festsetzung des Zeitpunktes der Inkraftsetzung einer kaiserlichen Verordnung mit Zustimmung des Bundesrats vorbehalten. Diese Verordnung steht bis heute noch aus.

Alle anderen Bestimmungen des Gesetzes liegen in dem Ermessen der zuständigen Behörden. Diese können u. a. anordnen, was zur Vermeidung einer nicht gerechtfertigten Zeitverlängerung der Heimarbeiter bei der Empfangnahme oder Ablieferung der Arbeit erforderlich ist, sie können Vorschriften erlassen zum Schutz gegen Gefahren für Leben und Gesundheit der Heimarbeiter, sowie Schutzvorschriften zugunsten der Kinder und Jugendlichen, ferner Vorschriften für Schutzmaßnahmen gegen Gefahren für die öffentliche Gesundheit; der Bundesrat kann das Verbot der gesundheitsgefährlichen, der lebensgefährlichen oder die Sittlichkeit der Heimarbeiter oder der Öffentlichkeit gefährdenden Arbeiten erlassen. Weiter kann die Anzeigepflicht, in welchen Räumen Heimarbeit verrichtet werden soll, erlassen werden.

Von all diesen Bestimmungen haben die Behörden bisher aber keinen Gebrauch gemacht. Bereits Anfang 1913 wurden von der sozialpolitischen Abteilung der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands von der Regierung Erhebungen verlangt, in welchen Fällen die nach den §§ 3 und 4 des Gesetzes zulässigen Ausnahmen gemacht werden sollen. Solche Erhebungen wurden veranstaltet, aber gesehen ist weiter nichts. Der Krieg brachte eine bedeutende Zunahme der Heimarbeit.

Am 3. August 1915 fand in Berlin eine Konferenz statt, die von Vertretern aller Gewerkschaftsrichtungen, von bürgerlichen Sozialpolitikern und von Vertretern anderer Vereinigungen besucht war. Wiederum wurde eingehend über die Ausgestaltung des Heimarbeitergesetzes verhandelt und die Mängel des Heimarbeitsgesetzes ausführlich besprochen. Eine Kommission wurde eingesetzt, die Eingaben an den Bundesrat und an die zuständigen Behörden ausarbeiten sollte. Das geschah in ausreichendem Maße. Mein der Erfolg war nur spärlich. So wurde u. a. gefordert, daß in die zu errichtenden Fachauschüsse auch Gewerkschafts- und Arbeitersekretäre als Vertreter der Heimarbeiter gewählt werden können. Nur diese eine Forderung hatte Erfolg. Durch eine Verordnung wurde das Gesetz entsprechend abgeändert. Sonst blieb alles beim Alten.

An die Generalkommandos wurden Eingaben wegen Schaffung von Arbeiterausschüssen gerichtet; sie fanden bei den meisten Generalkommandos nur wenig Entgegenkommen. Wo aber in einzelnen Bezirken Schlichtungskommissionen für Heereseinrichtungen mit amtlich festgesetzten Löhnen von rechtsverbindlicher Kraft eingerichtet wurden, haben sie sich sehr gut bewährt. Dagegen sind keine Fachauschüsse errichtet worden.

Besonders die Verhältnisse während des Krieges haben gezeigt, daß eine der wichtigsten Schutzmaßnahmen zugunsten der Heimarbeiter die Errichtung von Lohnämtern ist. Diese von den Sozialdemokraten bei Schaffung des Heimarbeitsgesetzes erhobene Forderung wurde aber abgelehnt.

Die Berliner Schlichtungskommission allein konnte 25 000 000 Mark an zu wenig bezahlten Löhnen für die Heimarbeiter herausholen und das ist immer nur ein Bruchteil dessen, was raffigierere Unternehmer den Heimarbeitern vorenthalten haben. Denn die vielen organisationslosen Heimarbeiter scheuen sich, ihre sauer verdienten Löhne voll zu verlangen. Hier hätte ein wirklicher Heimarbeiterschutz einzusetzen. Ein Heimarbeitsgesetz, das nicht in eine gründliche Regelung der Lohnfrage eingreift, wird immer ein Geff ohne Klinge bleiben.

Auch bei der Schaffung der Reichsversicherungsordnung sind die Heimarbeiter schlecht weggekommen. So in der Krankenversicherung durch ihre Zuteilung zu den Landfrankenlisten, in der Unfallversicherung durch ihren gänzlichen Ausschluß, in der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung geht der bisherige Streit über die Auslegung des Begriffes „Heimarbeiter“ oder „Hausgewerbetreibender“ lustig weiter. Dabei werden jährlich eine große Anzahl ihrer ganzen wirtschaftlichen Stellung als Arbeiter zu rechnende Personen um ihre winzigen Rechte gebracht.

Der Krieg hat den Heimarbeitern in der Versicherungs-gesetzgebung sogar Nachteile gebracht. Durch das Notgesetz zur Sicherung der Leistungsfähigkeit der Krankenkassen vom 4. August 1914 wurden für die Dauer des Krieges die Vorschriften der Reichsversicherungsordnung über die hausgewerbliche Krankenversicherung außer Kraft gesetzt. Damit wurde die Krankenversicherungspflicht der Hausgewerbetreibenden aufgehoben.

Allerdings kann auf übereinstimmenden Antrag der beteiligten Gemeinden oder des Gemeindeverbandes und des Vorstandes der Krankenkasse das Oberversicherungsamt genehmigen, daß die hausgewerbliche Krankenversicherung durch statutarische Bestimmungen geregelt wird. Aber das ist schließlich Sache des Ermessens, die dem sozialen Verständnis der Gemeinden und Krankenkassenleitungen überlassen bleibt. Tatsächlich sind aber zahllose Heimarbeiter dadurch benachteiligt worden.

So sind die Heimarbeiter- und Arbeiterinnen bis jetzt die Stiefkinder der sozialen Gesetzgebung ge-

blieben, trotzdem gerade sie des sozialen Schutzes am bedürftigsten sind. Es wird endlich Zeit, daß die Regierung führend vorgeht, um lang Versäumtes nachzuholen. Will man die Politik einer gesunden Menschenökonomie einleiten, so darf man die Heimarbeiter nicht unberücksichtigt lassen. Eine Heimarbeiterreform im großen Stile und mit wirksamen Mitteln ist dringend notwendig. Vorschläge hierzu sind in Gültigkeit und Gültigkeit gemacht. Die Regierung, falls sie den guten Willen hat, etwas zu tun, braucht nur zuzugreifen.

Aber ein Mahnruf gilt zum Schluß auch den Heimarbeitern selbst. Es rächt sich bitter, wenn eine Arbeiterbewegung so wenig Verständnis für die treibende Kraft der Gewerkschaftsbewegung besitzt.

Gewiß, wir kennen die Ursachen der Organisationslosigkeit der Heimarbeiter; ihre isolierte Arbeitsweise läßt sie nicht die Kraft des Zusammenschlusses mit ihren Berufsangehörigen empfinden. Und doch müssen sie sich aufrufen, sie müssen die Widerstände zu überwinden suchen, müssen sich den bestehenden Organisationen anschließen, die Jahr aus Jahr und ein für ihre Besserstellung bemüht sind. Auch die Heimarbeiter müssen sich davon überzeugen, daß das, was errungen werden soll, erkämpft werden muß.

Die große Vernunft des Leibes.

Von R. Francé.

Man hat einmal den Anatomen Syrril, der bekanntlich ein ebenso diffizil-wichtiger wie kenntnisreicher Kopf war, gefragt, was ihm wohl als das Wunderbarste am Menschen vorkomme. Und ohne Bedenken sagte er, er bewundere am meisten die Weisheit der Natur, daß sie unseren Körper ohne Mitwirkung des Verstandes tätig sein lasse, denn sonst — würde unsere Dummheit wieder alles verderben. Tatsächlich vollziehen sich die sämtlichen lebenserhaltenden Vorgänge der Atmung, Ernährung, des Herzschlages und Wachstums ganz ohne unser Zutun, ja vielfach ganz außerhalb und entgegen unserem Willen, und wir müssen zugeben, daß sie gerade dadurch jene Gleichmäßigkeit, die Siderung und den ungestörten Ablauf erlangen, die das Leben erfordert.

Das ist es, was die Lebenswissenschaft von heute als die „große Vernunft des Leibes“ bezeichnet hat, in der sie aber zugleich eine ihrer tiefsten Rätselfragen erblickt.

In diesen Tagen, da alles, was mit unserer Ernährung zusammenhängt, aufhorchen läßt, mag aus dieser „Vernunft des Leibes“ uns ganz besonders angehen, wie der menschliche Körper es versteht, ihm selbst unbewußt die Fehler gut zu machen, die bei der Ernährung begangen werden.

Freilich sind die Zeiten vorbei, da der größte Fehler aller Ernährung: das Zubießeßen, häufig war. Zeitgemäßer dünkt es, die Wissenschaft zu fragen, wie denn der Körper im gegenseitigen Fall handelt. Der hungrige Organismus wurde gerade in den letzten Jahren einem besonders eingehenden Studium unterzogen, und man weiß heute ziemlich genau, was in ihm vorgeht. Daß er abmagert, gibt noch gar keinen Einblick darin; das Merkwürdige ist vielmehr, wie er abmagert. Aus guten Tagen hatte er, der der geborene Hamster ist, noch da und dort einen kleinen Fettspeicher. Er legte ihn dort an, wo das tägliche Getriebe des Stoffwechsels nicht störte. In dem Ratz der Knochen, in den tiefen Schichten der Haut, um den Augapfel und das Nierenbecken, also an Orten, wo man Vorsorge mit momentaner Nüchternheit, nämlich mit dem Schutz kostbarer und leicht verschdorbener Organe verbinden konnte. Von dort wird nun in den Tagen der Not das Fett herangeholt. Aber mit weisem Bedacht. An den Stellen, wo es nützlich war, wird es gespart. In der Hautschicht werden gewisse Stellen unbedenklich „entfettet“; am raschesten fallen bekanntlich die Waden ein, die Schultern werden edig und die Hände hart und knöchern. Aber schon in der Decke des Unterleibes, wo durch einstmals mächtigen Fettansatz die wertvollen Verdauungsorgane gut zugedeckt und behütet waren, wird nur langsam und widerwillig „abgebaut“. Es ist die bekannte Mäge aller jener, die von einer Entfettungskur nicht nur ihr Heil, sondern auch ihre Verschönerung erhoffen, daß die Waden zwar rasch well werden, daß aber das Halsknochenstück am hartnäckigsten allen Abgipfungsversuchen widersteht.

Mit der Entfettung allein aber ist es nicht getan. Dauert die Unterernährung längere Zeit, müssen auch andere Teile des Körpers gerettet werden. Wie in einem wohlorganisierten Gemeinwesen, wird da zuerst das allgemeine Budget beschnitten. Zuerst werden die neuen Unternehmungen eingestellt, die Neubauten

unterbleiben. Der hungernde Organismus wächst nicht mehr. Das erscheint wie eine Binsenwahrheit, ist in seiner Ausführung trotzdem wunderbar. Denn man hat an hungernden Wärmern gefunden, daß notwendige, lebenserhaltende Wachstumsvorgänge, z. B. Ausheilung von Wunden, trotzdem vorgenommen werden. Eine Eidechse ersetzt bekanntlich den Schwanz, der bei ihr überaus leicht verloren geht. Hungernde Eidechsen unterlassen das auch nicht; aber sie bauen einen erheblich kürzeren, einfacher konstruierten Schwanzfortsatz, der sich trotzdem im Still und vor allem in der Funktion gut dem Ganzen anpaßt.

Das nächste ist die Beschränkung der Nachkommenschaft. Sie erfolgt automatisch mit der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes. Wenn der Krieg in den ersten drei Jahren Europa an drei Millionen Männer gekostet hat, wird die mit seinem Ende einsetzende Hungerperiode im vierten Jahr Europa zehn Millionen Menschen kosten, ein Heer von Niegeborenen, um das die Geburtenziffer sprunghaft sinken wird.

Dann greift der gewaltige Organfaktor Hunger in die Tätigkeit der einzelnen Organe ein. Jedes Organ wird in seinem Betrieb eingeschränkt, aber auch nur in dem Maße als es lebenswichtig ist. Die Einschränkung erfolgt durch schlechtere Ernährung, als deren Folge sich dann erst die mangelhafte Tätigkeit von selbst ergibt. Die Reihenfolge dieser Sparmaßnahmen beginnt gewöhnlich mit der Muskulatur. Der hungernde Organismus „fällt vom Fleische“. Aber wieder werden mit weisem Bedacht die weniger tätigen Muskeln zuerst hergenommen und die wichtigsten so lange als möglich gespart. Ganz vielsagend hierfür ist, daß die Sprechmuskeln, Nackenmuskeln, die Rippen des Kopfes, die Halsmuskulatur gleich zu Anfang daran glauben müssen, dann die weniger wichtigen Teile der Rückenmuskulatur und der anschließenden Körperregionen. Erst dann geht es an die Bewegungsmuskulatur und ganz zuletzt an die Muskeln, die bei der Atmung mit tätig sind.

Dann erst folgen unter Umständen Muskeln, die die unwillkürlichen Tätigkeiten regeln, niemals aber z. B. der Herzmuskel. Er oder die unwillkürlichen Muskelfasern der Blutgefäße werden bis zu allerletzt gespart. Ebenso wurde kein verminderter Blutumlauf wahrgenommen; dagegen wird die Neubildung von Blutkörperchen und die Tätigkeit aller Drüsen in dem Maße eingeschränkt, in dem es die reduzierte Masse der zu ernährenden und zu versorgenden Organe mit sich bringt.

Ganz besonders Wunderbares hat man an Organen bemerkt, deren Anlage für die Erhaltung des Lebensgleichgewichts unumgänglich notwendig war. Sie werden dann weniger sorgfältig, gewissermaßen als Provisorium und in einfacheren Mustern ausgeführt. Ein sehr schönes Beispiel hierfür, wie man sich dies zu denken habe, bieten gewisse Pflanzen.

In stehenden Gewässern leben allenthalben die tierischen Armeutieralgen, die wohl schon jedem, der eine Bootfahrt auf Altwässern unternommen hat, aufgefallen sind, als dunkelgrüne, unterseits flutende Bliese. Wenn man einen Halm davon herauszog, sah er wie irgend ein phantastisches Gras aus, mit einem knotenartigen Stengel, an dem in hübschen Wirbeln an jedem Knoten ein Kranz hellgrauer Zweiglein entsprang, die diesen Bau auch wieder fortsetzen bis in die feinsten Ausläufer. Jeder dieser Zweiglein lebt nur eine bestimmte Zeit und die ganze Pflanze kann sich nur am Leben erhalten, wenn sie immer wieder neue Zweiglein treibt. Daher unterlassen das auch hungernde Armeutieralgen nicht, aber ihre neuen Zweiglein sind dann nach einfacherem Bauplan entworfen und eigentlich eine Pflanzarbeit in bezug auf Festigkeit und Siderung.

So ist auch in dem Körper eines unterernährten Menschen zum Beispiel die Wundheilung eine unvollkommene und bei der Neubildung von Knochen, etwa nach einem Knochenbruch, wird das Baumaterial der Knochenbälkchen nicht nach den gewöhnlichen Gesetzen, die mit denen des Hochbauingenieurs übereinstimmen, verwendet, sondern in einer ganz neuen Bauart, die weniger Material verbraucht, ihre Druck- und Zuglinien ganz anders anordnet und dafür auch nicht die Belastungen erträgt, wie ein normaler Knochen.

Ganz unangefastet läßt die große „Vernunft des Leibes“ endlich die das ganze Lebengetriebe regelnden und leitenden Organe. Nerven und Gehirn werden überhaupt nicht abgebaut, auch bis zum Schluß noch Tüchtigkeit so ernährt wie in den guten Tagen. Es wird zu diesem Zweck sogar das anderweitig im Körper „abgebrochene“ Material verwendet. Das Merkwürdigste auf diesem Gebiete beobachtet man an gewissen Strudelwürmern, die es leicht ertragen, einzweigig geschnitten und damit plötzlich in einen vorübergehenden Hunger- und nachfolgend dauernd in einen

anderen Ernährungszustand versetzt zu werden. Der um die Hälfte verkleinerte Körper baut sich bei diesen Wesen kurz nach der Operation vollständig, entsprechend den neuen Körpermassen um. Und an dieser Umbildung beteiligt sich auch das Gehirn. Zuerst löst es sich in der Körpermasse auf und beginnt dann oftmals an anderer, den neuen Verhältnissen besser angepaßter Stelle sich neuzubilden in einer verjüngten und verkleinerten Ausgabe. Sonst aber widersteht das Gehirn auf das Hartnäckigste allen Versuchen einer Reduktion. Es weist denn der Unterernährte erfahrungsgemäß auch keine Abnahme seiner geistigen Fähigkeiten auf, wohl aber erfolgt in der Hungerperiode bei angestrengter geistiger Arbeit die Aufhebung des Körpers besonders rasch. Oder mit anderen Worten: nach geistigen Anstrengungen tritt besonders rasch und tiefergehend eine Erschöpfung ein. Wenn der Unterernährte trotzdem geistig nicht mehr so leistungsfähig zu sein, wie früher, bezieht dies mehr auf allgemeinen Körperermüdungsgefühlen und Schwachheitszuständen, nicht aber auf einer Abnahme der geistigen Kraft.

Gar nicht beeinflusst wird schließlich auch die Atmung und dies ist selbstverständlich nach dem bisher Erfahrenen; ist doch die Atmung die eigentliche Energiequelle, die die Organe — auch die der Ernährung — erst befähigt, die chemischen und mechanischen Kräfte zu entfalten, die sie zur Tätigkeit brauchen. Daher wird denn die Atmung, auf der jede andere Lebensaktivität beruht, um jeden Preis aufrechterhalten. Ist sie gestört oder bedroht, wird jedesfalls der ganze Körper zertrümmert, nur um für Stunden, sogar Minuten noch den kostbaren Sauerstoff zur Verlängerung des Lebens zu beschaffen. Man nennt das intramolekulare Atmung und kennt diese namentlich von Pflanzen. Wenn man leimende, also lebhaft atmende Bohnen unter Quecksilber, also unter Luftabschluss hält, ersticken sie nicht, sondern zerfallen ihre Lebenssubstanz so, daß Sauerstoff frei wird. Den verwenden sie zum Atmen. Dadurch bleiben sie noch viele Stunden lang am Leben.

In neuerer Zeit hat man dieselbe chemische Zerlegung der Lebenssubstanz, die der intramolekularen Atmung vorangeht, auch an Tieren, namentlich an Fröschen, beobachtet und bemerkt, daß sie dadurch den Erstickenstod hinauschieben können, ja es ist mehr als wahrscheinlich geworden, daß in schweren Krankheitsfällen auch im menschlichen Körper eine ähnliche Zerlegung „versucht“, das Leben zu erhalten.

Hier haben wir das klassische Beispiel für die „Vernunft des Leibes“, die unbewußt und noch lange nicht in ihrer Tiefe erkannt und erforscht, das Leben des Menschen und aller seiner Mitgeschöpfe begleitet und es sicherlich zahllosmal über Klippen dahinträgt, von deren Drohung wir gar nichts ahnen, die wie eine Art „Körpersseele“ neben und über der „Gehirnseele“ steht und deren Erforschung eine der dringlichsten, aber auch dankbarsten Aufgaben der Naturforschung von heute ist.

Das Braunkohlengebiet bei Senftenberg.

Reich sind die Schätze an Sonnentwärme, die in längst vergangenen Zeiten der Erdgeschichte aufgespeichert wurden, die sich in Kohle verwandelt und jetzt dazu dienen, in den kalten Jahreszeiten die Sonnentwärme zu ersetzen und die Kraft für die Arbeitsleistung unserer Maschinen zu erzeugen. Man unterscheidet Steinkohlen und Braunkohlen. Erstere wurden in der Allzeit der Erdgeschichte gebildet, in der sogenannten Steinlohlenformation, während letztere dem ersten Abschnitt der Neuzeit der Erdgeschichte, der Tertiärzeit entstammen.

An vielen Orten der Erde hat man Kohlen gefunden und auch unsere Heimat ist reichlich damit gesegnet. In Berlin werden sehr viel Braunkohlen und zwar in Form von Briketts verbraucht. Sie sind echte Kinder der Heimat, entstammen sie doch durchweg der Mark Brandenburg. Die Niederlausitz, die Gegend um Senftenberg ist das Braunkohlenverorgungsgebiet Berlins. Hier werden diese, zur jetzigen Zeit besonders viel begehrten schwarzen Schätze der Erde entnommen.

Die Oberfläche der Niederlausitz wird ebenso wie die der übrigen Mark Brandenburg und des Norddeutschen Tieflandes überhaupt von den Ablagerungen der Eiszeit, dem Diluvium, das der Jetztzeit unmittelbar voranging, bedeckt. Auch die Landschaftsformen jener Gebiete verdanken diesem Zeitalter der Erdgeschichte ihre Entstehung und Ausgestaltung. Der Untergrund der Niederlausitz wird von gewaltigen Tertiäralagerungen gebildet, und zwar gehören sie dem mittleren Teil des Tertiär, dem

Sommertag.

Von Martin Andersen-Negß.

Lang hingestreckt in einem blühenden Wiesenfelde liege ich auf dem flachen Leibe und atme schwer.

So hat die Sonne nicht gegläht seit Gott weiß wann. Gerade als ob sie ihre ganze Blut auf unser kleines Land geworfen hätte; seit Tagen zieht sie ihre Feuerstrahlen am Himmel entlang, der von der Hitze blauweiß ist, und überflutet die Erde mit ihren Strahlen.

Und wie alles wächst! In Dänemark kommt ja alles zur Reife, sowohl im Regenommer wie unter ewigem Sonnenschein; wir sind in der Erntezeit. Die kleinen Inseln hier unten um Südbünen herum sind wie allzu üppig wogende Gärten, die wieder ins Meer zurückzusinken drohen vor übermächtigen Fruchtbarkeit.

Unten am Abhang, auf dem Sändeborsgrund, gleiten kleine Dampfer vorbei, bis oben gefüllt mit festlich gekleideten, singenden Menschen. Vermutterblank ist der Sund, eine leuchtende Wasserstraße zwischen Hunderten von Inseln und geschmückt mit weißen und braunen Segeln. Wunderbar spielt das Wasser um Dänemarks Küsten: das Wasser singt und die Luft auch. Und von dem einen oder anderen der kleinen überfüllten Dampfer kommen Lantwellen herüber: „Du wunderschönes Land...“

Im moosgrünen Deich, der das Feld begrenzt, grunzt ein Ziegenweibchen und hat es sehr ernst; sie puffelt zwischen den Wurzeln und lehrt ihren Wurf Junge, wie man am besten durch die Welt kommt. Vieles muß da gelernt werden; der Fuchs, der große Gauner, hat sein Loch hier gerade unter dem Abhang und versteht so täuschend zu grunzen wie ein Ziegenweibchen. Da heißt es Augen und Ohren gebrauchen — und sich rechtzeitig zusammenrollen; jedesmal, wenn eins von den Jungen so weit herauskommt, daß es mich erblickt, rollt es sich pflichtschuldigst sofort zusammen zu einer kleinen starrenden Kugel. Und sogleich ist auch die Alte da, um es zurückzuholen. Doch was hilft das alles, dem Fuchs entgeht doch keines. Er wirft den starrenden Ziegel auf den Rücken und läßt seinen stinkenden Strahl auf ihn; da muß er klein beigeben.

Sinterm Deich — unter den Obstbäumen — brütet die

Insektentwelt; das grüne Halbmond unter ist wie ein singendes Chaos, auf- und niedersteigend.

Unter der Sonne Wlad wird alles lebendig. Die ganz kleinen Wasenflöhe kommen durch die Luft in unsichtbaren Schwärmen, legen sich in meine feuchte Haut und stechen. Millionen unsichtbarer kleiner Lebewesen tummeln sich über mir in kribbelndem Gewimmel.

Ah! Ist es, das Gesicht in den fastigen, taubesprenkten Wäden zu baden; der Duft des feuchten Bodens unter den Pflanzen wirkt beruhigend. Ganz fein, fast unhörbar knistert es hier unten auf dem Boden, vielleicht vom Wachsen? Von Hüllen, die springen, von Pflanzen, die sich in den Niederebenen dehnen. Auf allen Seiten blinkt und flimmert es, kleine, fast unmerkliche Lichtblitze des tausendfältigen Schiefens und Streckens. Alles ist so bewegt und lebendig, als rühre es von einer Unruhe des eigenen Blutes her; alle Sinne sind gespannt und so feinfühlig in dieser kleinen Welt hier unten, daß es fast wie eine Explosion auffachend auf sie wirkt, wenn eine Blütentraube zu schwer für ihren Stengel wird und herniederfällt.

Es ist ein ganzer Urwald, in den man hineinstarrt. Hoch über dem Ganzen schweben einige Roggenhalme wie ein paar Riesendäume; in der Mitte der glatten Palmstengel spannen die Wäden ihr dichtes Dach von Laub und blühenden Blüten; und darunter wieder, in gleicher Höhe mit meinem Wlad, kommt das eigentliche Waldinnere. Unzählige Sonnenflecke tanzen über das grüne Flechtwerk und über die Stämme und die kleinen Gewächse dieses Unterwaldes.

Unten auf dem Waldesgrund wachsen ganz kleine lachrote Blüten, nicht größer als Fliegenaugen. Schwarze, glänzende kleine Tiere laufen daran herum, krabbeln an den Palmstengeln in die Höhe bis zu der kühlen Helligkeit unter dem Laubdach, stecken grotesk ihre Vorderbeine in die Luft und lassen sich sorglos niedersinken, eine kleine Lustreise vom fünften Stockwerk herab. Dieses Wandern wiederholen sie mehrere Male, vielleicht in der Absicht, die Verdauung in Ordnung zu halten. Denn hinterher massieren sie sich eifrig mit den Hinterbeinen, hinterlassen einen kleinen schwarzen Fleck auf dem Boden und wackeln wohlzufrieden davon, auf Raub aus.

Wie ist die Welt so groß. Im violetten Halbmond des Urwalds kämpfen ein kleiner grün-bronzener Käfer und ein Marienkäferchen miteinander; in ihre Vorderbeine haben sie sich gegenseitig festgebissen und streben nun gewaltig,

wieder auseinanderzukommen, während die Grassalme sich unter ihrem Getrappel wie Kraushaar zusammenrollen. Ganz ungeheuerlich sieht es aus. Aber plötzlich wirft der Grüne sich nieder und stellt sich krank — oder beinahe tot. Gleichgültig wendet der Marienkäfer ihm den Rücken und schickt sich an, meinen Handrücken zu besteigen. Er beschnuppert die feinen Porenhaare meines Fingers, zieht untersuchen hindurch und begibt sich auf Abenteuer von der Handwurzel unten bis hinauf zum Ellenbogen, dann wieder zurück und unternimmt dann die gleiche Reise außen auf dem Handarmel. Am Ellenbogen begegnet er einem anderen Marienkäfer, mit dem er sich nach einer kleinen Welle, wie sie dieser Welt wohl angemessen ist, ehrlich bereinigt und gemeinsam unternehmen sie die weitere Reise. Oben auf meiner Schulter machen sie halt. Hier haben sie einen Lieberblick über die Lage und beide erheben die Oberkörper. Sie gleichen zwei roten, sprossenden Bohnen, die vor dem verwundernden Auge emporstehen. Ein flüchtiger Schimmer der durchsichtigen Florflügel und — hinaus schwingen sie sich zum Hochzeitsflug in das ungeheuerere Univerfium und verschwinden dem Auge in fünf Ellen Entfernung. Ja, wie ist doch die Welt so groß.

Eine Elle seitwärts von mir sitzt eine graue vagabundierende Henne und brütet. In dem einen oder anderen umliegenden Bauernhof ist sicherlich ein gutes Nest für sie bereitet; sie aber hat es vorgezogen, sich dem Ungewissen zu überlassen und ihre Eier in die Wildnis zu legen. Eines schönen Tages wird sie dann ihre Brotherrin mit einer Schar Küchlein überraschen — wenn sie der Fuchs oder Wacker nicht vorher wegholt. Solchen Gefahren setzt man sich aus, wenn man seine Eier außerhalb der geordneten Gesellschaft legt.

Vorläufig atmen sie der Wildnis gefährlichen Geist. In ihrem dunklen Versteck nehmen sie die Sorglosigkeit in voller Tragweite in sich auf, während sie hin und wieder mit unschuldig fragenden Augen durch die Gräser hin auf mich blicken.

Der bin ich? Ja, weiß ich das wohl selbst? Die Sonne hat auch mich ganz benommen gemacht, hat meinen Körper durchglüht und mein Blut mit besonderer Lust erfüllt. Vielleicht schüttele ich für eine Nacht das Grundgewohnte ab und richte mich in einem Neuhäusen ein. Mutter Grün war schon früher gut gegen mich, und alte Liebe rostet nicht.

Meine Eier jedoch lege ich keinesfalls mehr in die Wildnis. Dafür stehen die Eier daheim in zu gutem Preis.

Berechtigte Uebersetzung von R. D. Scher.

Miozän an. Am Aufbau des Tertärs sind beteiligt: Braunkohle, Ton, Sand. Die Braunkohle tritt in zwei Flözen auf. Das Oberflöz erreicht eine Mächtigkeit bis zu 20 Meter, das Unterflöz eine solche von 10—12 Meter. Beide Flöze werden getrennt durch eine 30—50 Meter mächtige Schicht von feinen, glimmerführenden Sanden, die von 2—8 Meter mächtigen Kohlenletten unterlagert werden.

Die Ablagerungen des Miozäns der Niederlausitz entstammen nicht dem Meere, sie sind auf dem Festlande und unter Süßwasserbedeckung entstanden. Große Ströme durchzogen in jener Zeit das Land und nahmen ihren vielfach gewundenen Lauf dem Meere zu, in das sich ihre träge fließenden Wasser ergossen. Sein Südrand verlief durch das südliche Mecklenburg und mittlere Hannover nach dem Niederrhein auf Holland zu. Große Seen, Schilpe und Niederungen lagen zwischen den Strömen. Durch die ungeheuren Sand- und Schlammmassen, die die Ströme ablagerten, wurde das Land allmählich erhöht, und es entstand eine weite Ebene, die sich mit ausgedehnten Sumpfwäldern bedeckte. Aus diesen Wäldern bildete sich ein Torfmoor in derselben Weise, wie sie noch heute in den Niederungen unserer Täler aus den Erlenumpfwäldern entstehen und wie wir es z. B. im Spreewald sehen. Dieses älteste Waldmoor wurde zum Unterflöz.

Später hat sich das Gebiet gesenkt und es entstand ein großes Seebecken, das von den einmündenden Flüssen mit feinen Sanden und Kohlenletten ausgefüllt wurde. Nach der Auffüllung des Seebeckens bildete sich wiederum ein Waldmoor, das zur Entstehung eines zweiten mächtigen Torfmoors führte, aus dem das Oberflöz wurde. Aus der verschiedenen Mächtigkeit beider Flöze ist zu schließen, daß das Oberflöz längere Zeit zu seiner Bildung nötig hatte als das Unterflöz. Als der zweite Zeitabschnitt der Torfbildung beendet war, wurde das Waldmoor von Flüssen überschwemmt, die große Massen grober, weißer Quarzsande und heller Riese ablagerten. An ruhigeren Stellen wurden sehr fetter, helle Tone abgesetzt, die häufig Abdrücke von Blättern und anderen Pflanzenresten führen.

Dadurch ist uns Gelegenheit gegeben, die Pflanzenwelt jener Zeit kennen zu lernen. Buchen, Kastanien, Platanen, Linden, Weiden, Pappeln, Birken, Erlen und Haselsträucher kommen vor. Die Sumpfpflanze (*Taxodium distichum*) und ein anderes Nadelholz (*Sequoia*) bildeten große Wälder, die hauptsächlich am Aufbau der Braunkohlenflöze teilnahmen. In diesen werden noch häufig *Lagobium*-Stüben gefunden, die aufrecht stehen und sich mit ihren Wurzeln in den liegenden Schichten der Kohle verbreiten. Sie liefern mir, voller Sicherheit den Beweis für die autochthonen (am Ort des Vorkommens) Entstehung der Braunkohle. In dem alten Tagebau der Grube Nie, der noch im Handbetrieb ausgedeutet wurde, stehen noch einige Stüben, die letzten Zeugen für die Entstehung der Braunkohle an Ort und Stelle. Sie verdienen es, als Naturdenkmäler geschützt zu werden. Sie sind etwa 1,50 Meter hoch. Der größte hat an der Oberseite einen Umfang von 5 Meter, sein Durchmesser ist am Boden 2,50 Meter und an der Oberfläche 1,60 Meter.

Jedoch nicht allein auf der Sohle der Flöze finden sich die Stüben, sie kommen auch in den Flözen selbst in allen möglichen Höhen übereinander und an der Oberfläche der Flöze vor. Auch liegende Stämme beteiligen sich am Aufbau der Kohlenflöze. Mitunter sind sie waagrecht gelagert, mitunter legen sie schief durch die Kohle durch.

Getwaltige Baumriesen müssen einst in diesen Wäldern gewesen sein, hat man doch mehrfach Stämme bis zu 60 Meter Länge gefunden. Aus den Jahresringen wurde das Alter mancher dieser Bäume auf mehr als tausend Jahre bestimmt. In der alten Grube Nie ist ein Stamm zutage gebracht worden, der einen Durchmesser bis zu 16 Meter gehabt hatte und 100 Grubenwagen zu je 8 Hektoliter fossilen Holzes lieferte. Das Klima, in dem jene Pflanzenwelt sich entwickeln konnte, muß ein mildes, feuchtes gewesen sein, etwa wie es heute an den Küsten der atlantischen Südküste Nordamerikas herrscht. Hier bilden auch jetzt noch die Sumpfpflanzen große Sumpfwälder (Swamps) und geben ein Beispiel für die miozänen Braunkohlenwälder der Niederlausitz.

II.

Das Oberflöz wird in zahlreichen Betrieben, zumeist Tagebauen, ausgedeutet. Das Unterflöz ist bisher nur in dem Tagebau Marga, südwestlich von Senftenberg, zwischen Görlitz und Brieske, der Nie-Bergbau-Aktien-Gesellschaft gehörend, ausgedeutet worden.

Im Tagebau Marga wird die Ausbeutung des Kohlenflözes sowie die Verarbeitend der Kohle zu Bricketts mit den technisch vollkommensten Mitteln vorgenommen. Mit großen Waggern werden zuerst die das Kohlenflöz überlagernden lockeren Gesteinschichten (Kiese, Sande) abgeräumt. Beim Freilegen findet man öfter Strudellöcher größerer oder geringerer Breite und Tiefe, die von den eiszeitlichen Schmelzwässern ausgefüllt wurden und von Sand, Kies und Gesteinsmergel erfüllt sind, wodurch der Abbau der Kohle manchemal empfindlich beeinträchtigt werden kann. Mitunter dehnen sich die Strudellöcher zu tiefen Spalten oder umfangreichen Wannen aus. Infolge des Gebirgsdrucks nimmt die Kohle von oben nach unten an Festigkeit zu, so daß sie an der Sohle am festesten erscheint.

Das Kohlenflöz wird ebenfalls mittels Wagger abgebaut. Durch diesen maschinellen Betrieb werden die in der Kohle vorkommenden Stüben und Stämme zerrissen und vernichtet. Ihre Erhaltung läßt sich nicht ermöglichen.

Bevor jedoch die Kohle abgebagert wird, wird das Flöz unterteuft um die darin enthaltenen Wasser zu entfernen. Es sammelt sich in den Streden und wird durch Rohre von 30 Zentimeter Durchmesser nach oben gepumpt, wo es in die schwarze Elster fließt. Die Entwässerung dieses Tagebaues ist einzig in ganz Deutschland. Die Unterteufung geschieht $\frac{1}{2}$ bis 2 Jahre vor Abbau der Schichten.

Sobald der Wagger, der auf Schienen läuft, so weit gearbeitet hat, daß er die Kohle nicht mehr faßt, muß das Gleis zurückgerückt werden. Dies geschieht durch eine Gleisrückmaschine, die den Fortschritt der Technik, die Ueberlegenheit der Maschinenarbeit über die Handarbeit deutlich vor Augen führt. Die Maschine rückt das Gleis in 2 Stunden 8 Meter weiter, während früher 60 bis 80 Mann nötig waren, um es in 5 Stunden 1 Meter weiter zu bringen.

Aus den Waggern kommt die Kohle in Grubenwagen, die auf Grubenbahnen zu der Stelle der Grube befördert werden, wo die Kettenbahn beginnt. Mittels der Kettenbahn gelangen die Förderwagen aus der Grube in die Fabrik. Um den Betrieb der Fabrik aufrecht zu erhalten, sind in jeder Arbeitschicht (12 Stunden) 7000 Wagen zu je 8 Hektoliter erforderlich. Die Kohle kommt zuerst in das sogenannte „Rahhaus“. Hier wird sie in Schleudermaschinen zerkleinert und dann in Trockentürme befördert um zu trocknen. Nachdem die Kohle genügend trocken ist, gelangt sie in die Pressen; vorher wird ihr etwas Öl beigemischt, damit sie glatt durchgepreßt werden kann. Mit Heißluft unter hohem Druck wird die Kohle gepreßt und erhält die bekannte Form der Bricketts (Preßkohlen). Beim Verlassen der Presse werden die Kohlen mit dem Fabrikstempel versehen und glasiert und sind nun fertig zum Versand.

Grube Marga umfaßt zwei Brickettsfabriken mit zusammen 88 Pressen, von denen jede täglich 800 bis 1000 Zentner Bricketts liefert. In Zeiten normalen Betriebes verlassen die Fabriken an jeden Tag 180 Waggern Kohlen zu je 200 Zentner.

Den Mittelpunkt der Fabrikanlagen nimmt das große Verwaltungsgebäude ein. In ihm befinden sich auch die Vabereinrichtungen für die Arbeiter. In einer großen Halle liegen die Brausebäder, in denen sie sich reinigen, sobald ihre Schicht beendet ist. Die Kleidung der Arbeiter wird an Ketten zur Decke hochgezogen. Jeder hat seine besondere Kette, die er mit nur für diese Kette passendem Schloß unten anschließt, so daß kein Unberufener an seine Sachen heran kann. Nach dem Bade läßt jeder seine Kleidung herunter und zieht dafür die Arbeitskleidung hoch, die bis zum Beginn seiner nächsten Schicht oben hängen bleibt.

Marga bildet eine Kolonie für sich. Die junge Siedlung macht einen äußerst freundlichen und anziehenden Eindruck. Hier ist nichts zu spüren von der Mühsamkeit und Geschmackslosigkeit der sogenannten Arbeiterkolonien aus früherer Zeit. Die Häuser, die mehrgeschossig sind und von mehreren Familien bewohnt werden, sind landhausmäßig gebaut, jedes in eigenem Stil und mit Salzkornen und gut gepflegten Vorgärten versehen. Inmitten der Kolonie ist der große Marktplatz, an dem die Kirche, die Schule, das Postamt, ein Gasthaus sowie ein Kaufhaus liegen und von dem die Hauptstraße zur Fabrik führt.

Ungeheuer reich sind die Schätze, die in dieser Gegend dem Boden abgerungen werden und noch dazu ohne die sonst den Bergbau begleitenden Mühen und Gefahren. Groß und mächtig sind noch die Lager, die bis jetzt nur erbohrt wurden und die des Abbaus noch harren. Ihre Erschöpfung ist in absehbarer Zeit nicht zu befürchten.

Ein ausgedehntes Industriegebiet liegt dort unten im Süden unserer engeren Heimat, von dem der Großstadtbewohner, der die sauer „erkundeten“ Preßkohlen in den Kassen seines unersättlichen Dens sticht, kaum eine Ahnung hat. Fabelhaft wird es seinen Ohren klingen, wenn sie hören, daß im vergangenen Winter der Zentner Bricketts ab 45 Pf. kostete.

J. Oh.

Ein Vorschlag zum Weltfrieden vor 100 Jahren.

Man muß es dem die aristokratischen Interessen gegen Garbenberg verteidigenden märkischen Junker Friedrich August Ludwig von der Marwitz lassen, daß er ein aufrechter Charakter war. Auch ein patriotisch fühlender Mann, der weiter sah, als die Mehrzahl der Staatsmänner, die zu Napoleons Zeit in deutschen Landen regierten. Schon während der Rückkehr der vom harten Winter und vom Feinde so bös mitgenommenen Napoleons aus Rußland erhebt er seine Stimme für sofortiges Losschlagen, aber sein Memorandum bleibt bei seinem Mittelmann liegen und wird erst einen Monat später an Garbenberg gegeben. „Bei einem Haor wurde alles verloren“ — schreibt Marwitz einige Jahre später — „aber Gott möchte, daß dennoch alles gewonnen wurde. Doch trat bei alledem nicht das preussische Volk, wohl aber die preussische Regierung weit untergeordnet auf, als sie gefolgt hatte.“

Im November 1818 schreibt Marwitz einen Aufsatz nieder, dem er den Titel „Von dem Wesen des jetzigen Krieges“ gibt und den Untertitel hinzufügt: „Zur Beantwortung der Frage: Wann kann der Friede gemacht werden? und wie muß er gemacht werden?“ In diesem charakteristischen Schriftstück heißt es: „Da nun der Zweck des Krieges kein anderer ist als: das moralische Prinzip des Rechts siegen zu machen über Unrecht, so muß auch der Friede die Vernichtung des Unrechtes besätigen, und was recht und wahr ist, allgemein verständigen.“

So wie nun in den bisherigen Frieden, die wir seit kurzer Zeit zu Dupenden haben schließen und ebenso schnell wieder broken gehen, immer allerlei Heuchelei vorgebracht wurde: von der Freundschaft, die fortan bestehen sollte, von der Hilfe, die man sich leisten wollte, von Kontributionen, Länderabtretungen u. dergl., so wird in diesem Frieden nichts dergleichen Vagenhaftes und Wüßes zu finden sein, sondern es wird etwa heißen: Deutschland, Frankreich, England, Spanien und wer sonst mit pazifiziert, erkennen an: „Daß sie von nun an allen Eroberungen und Annahmungen außerhalb ihrer Grenzen entsagen.“

Es soll ferner ein jedes Volk bei sich tun können, was es will und kein anderes soll das Recht haben, sich dazwischen zu mischen.

Besonders soll niemals mehr der Vorwand gebraucht werden dürfen, daß man eine fremde Provinz oder ein fremdes Volk an dem Glücke wolle teilnehmen lassen, das von den eigenen Bürgern genossen wird, denn es wird hiermit anerkannt, daß niemand von außen her beglückt werden kann.

Diesem nach ist ein jedes Volk innerhalb seiner Grenzen als geschlossen zu betrachten; wer seine Grenzen zu erweitern trachtet, der soll als ein Treulofer und als ein Verräter an der gesamten europäischen Staatenrepublik betrachtet und durch gemeinsame Gewalt aller Mächte zurückgewiesen werden.

Ein jedes Volk wird fortan an dem andern unterschieden durch seine Sprache: Die Grenzen des Landes sind da, wo seine Sprache nicht mehr geredet wird.

Es soll zu ewigen Zeiten kein Deutscher einem Franzosen, und umgekehrt kein Franzose einem Deutschen dienen, oder die Herrschaft des einen Volkes dahin ausgedehnt werden, wo man des andern Sprache redet. Welcher Monarch seine Untertanen einem fremden Herrscher abtreten will, der ist seines Thrones verlustig, und die Nation hat das Recht, sich selber zu helfen.

Diese Sätze sind von solcher ewigen und leicht faßlichen Wahrheit, daß sie auch unumschmeichelt sein werden, sobald man nur einmal den Mut gehabt hat, sie öffentlich auszusprechen und allgemein bekannt zu machen.

Es muß aber so allgemein gefaßt und so öffentlich wie möglich. Dieser wahre Friede muß nicht unterzeichnet werden, wie die unechten und Schein-Frieden, von einem Paar Abgeordneten, in einem verborgenen Gemach, sondern von den Abgeordneten aller Stände beider Nationen, mit ihren Herrschern an der Spitze, in einem öffentlichen und feierlichen Aktus.

Dem Idealismus wird man seine Anerkennung nicht versagen — vielleicht, daß unser Geschlecht ihm näher kommt, als die Generation von vor 100 Jahren.

Petersburger Straßenschilder.

Ein Berichterstatter des „Matin“, der während der letzten Monate die russischen Hauptstädte besuchte, sendet seinem Blatt die folgenden Schilderungen des Petersburger Straßenschilders: „Es ist 1 Uhr nachts, aber niemand in den Straßen Petersburgs denkt daran, schlafen zu gehen, eine ungeheure Menschenmenge fließt den Newsky-Prospekt. So verhält es sich jetzt fast in jeder Nacht. Hunderte von Weibern wenden sich an Tausende von Jucherrn. Meist bleiben die Leute bis 5 Uhr morgens auf den Straßen, und erst dann begibt man sich zur Ruhe, um natürlich ziemlich spät wieder aufzustehen. Wenn das einzige Geheimnis, zu Welde zu kommen, im Archbaustellen bestände, müßte man sagen, daß die russischen Revolutionäre niemals reich werden können... Ich näherte mich einer erregten Gruppe. Ein Arbeiter spricht. Er ist Anhänger der Partei Lenins. Er schildert entsetzliche Bilder, spricht davon, daß das Blut des jungen Rußland zwecklos vergossen werde und daß hieran allein die Grausamkeit des bedrückenden Kapitalismus schuld sei. Man

spendet ihm feierhaften Beifall. Dann aber tritt an seine Stelle ein Offizier, der wieder die Schönheit des tapferen Sinnes im Kriege preist. Hierauf nimmt ein anderer das Wort. Er liebt England nicht und erklärt dies sehr energisch, ohne sich Zurückhaltung aufzuwerfen. Währenddessen steht neben mir ein britischer Offizier, der es nach Schluß dieser englandfeindlichen Rede unternimmt, die Anschuldigungen zu widerlegen.“

Ein anderes Bild. Es ist 8 Uhr abends. 300 Leute warten vor einem Schulsaal, der erst am nächsten Morgen um 9 Uhr geöffnet werden wird. Solange werden diese Leute geduldet warten, und sie werden verlesen, langausgestreckt auf dem Pflaster zu schlafen. Es gibt hier unheimlich wenig Schätze. Das Leder ist in Rußland nachgerade ein legendärer Begriff geworden. Da es an Arbeitskräften fehlt, wird in den Fabriken entweder überhaupt gefeiert oder nur wenige und minderwertige Ware geliefert. Ein Paar Damenschuhe kostet im Durchschnitt 150 Rubel. Herrenschuhe sind für 100 bis 120 Rubel zu haben... Heute Abend war ich im Restaurant Donon, das vor der Revolution eines der glänzendsten Lokale Petersburgs war. Als ich auf den Gedanken kam, eine Flasche einfaches französisches Tafelwein zu verlangen, sandte man mir den Weinschaffner, der geheimnisvoll flüsterte: „Ich habe nicht das Recht, Ihnen Wein zu verabfolgen, doch ich will Ihnen gefällig sein. Nur muß der Wein, damit die Gäste an den anderen Tischen es nicht merken, in einem Krug gebracht werden, und wir werden ein paar Erdbeeren hinein tun, damit man ihn für ein harmloses Erfrischungsgetränk hält. Die kleine Flasche Wein berechne ich Ihnen mit 25 Rubel, die Erdbeeren mit 5 Rubel.“ Daraufhin verzichtete ich, da mir der Preis von 50 Fr. für eine kleine Flasche einfaches Tafelwein denn doch ein wenig zu teuer erschien.“

Sobald erblühte ich ein seltsames Bild: der Newsky-Prospekt war einige Minuten lang vollkommen menschenleer. Verursacht war diese Vereinsamung der sonst so belebten Straße durch einen vorbeifahrenden Kraftwagen; dessen Motor besonders laut knatterte. Daraufhin ergriff alles die Flucht, denn die Petersburger von heute fürchten nicht so sehr wie ein Raschenngetweh. Als ich in das Hotel Europe kam, wo ich seit Tagen wohne, erhielt ich eine traurige Nachricht. Die Kellner des Hotels sind diesen Morgen in den Streik eingetreten und der Besitzer mußte alle ihre Forderungen annehmen. Von nun an werden die Gäste ein Pflichtertrinkgeld von mindestens 15 Proz. der Rechnung zahlen müssen. Als ich dem Oberkellner erklärte, daß dies geradezu Tyrannie sei, gab er mir zur Antwort: „Nein, Kamerad, nein, Kamerad, das ist unsere Freiheit.“

Unverändert sind in Petersburg die vielen kleinen einspännigen Pferdewagen geblieben. Auch die Kutsher, die alten Zerkostichs, erinnern an frühere Zeiten. Ich sprach mit einem dieser alten Kutsher und fragte ihn: „Wie denkst Du über die Freiheit?“ „Wir verdienen viel Geld“, erwiderte er, „aber es ist nicht gut, daß niemand befehligt und daß alle Leute tun, was sie wollen.“ Diese konservative Erwägung hinderte den braven Kutsher aber nicht, mir für eine ganz kurze Fahrt 10 Rubel abzunehmen. Zum Schluß ein interessanter Ausdruck eines russischen Soldatenabgeordneten. „Die russische Revolution“, sagte er, „gleichet einem Apfelbaum: die ersten Früchte sind nicht vor drei Jahren ehbar. Unglücklicherweise wäre es aber für Rußland dringend notwendig, sie schon jetzt verspeisen zu können.“

Neues von den Sonnenflecken.

Die gewaltige Sonnenfleckenperiode, die, wie schon kurz gemeldet, zu Beginn des Monats August aufgetaucht ist, hat inzwischen eingehender Beobachtet und in ihrer Entwicklung verfolgt werden können. Wie A. Stengel in der „Astronomischen Zeitschrift“ hervorhebt, ist die Oberfläche des Sonnenkörpers jetzt geradezu überfüllt mit Flecken. Am 7. August konnte man im Fernrohr nicht weniger als neun selbständige Fleckengruppen zählen, die sich in beiden Hemisphären über die ganze Halbkugel erstreckten, doch in der Nordzone weitaus am stärksten waren. In dieser breitet sich neben mehreren weißlich vorangehenden kleinen Flecken ein mächtiges, zerstücktes, dunkles Gebilde aus, das aus vielen Einzelstellen mit Höfen zusammengesetzt ist und sich stetig verändert. Dr. Ardenbold konnte auf der Tropen-Sternwarte in Berlin mit dem großen Fernrohr nicht weniger als 70 Kerne zählen, die in sehr zerstreuten Halbschatten eingebettet sind. Die gewaltige Fleckengruppe ist bei Anwendung eines Glendglasses schon mit bloßem Auge als schwarzer Punkt zu erkennen; ihr Durchmesser beträgt etwa $\frac{1}{50}$ des Sonnendurchmessers, rund 140 000 Kilometer, was nahezu das Fünffache des Erddurchmessers ist. Die am 2. August am Ostrand der Sonne aufgetauchte Fleckenmasse hat am 9. den Zentralmeridian überschritten und wird am 16. August am Westrand angelangt sein. Die Gruppe ist übrigens mit jener identisch, die im Juli bereits einmal die Sonnenscheibe überquerte und am 13. vorigen Monats den Zentralmeridian überschritt. Ihre Gestalt war allerdings im vorigen Monat von der gegenwärtigen ganz verschieden: während sie sich bei ihrem ersten Zuge mehr von Osten nach Westen in die Länge dehnte, geht sie jetzt auch nordwärts in die Breite. Es sind vulkanische Ausbrüche von gigantischer, unfaßbarer Großartigkeit, die sich und in Gestalt der Sonnenflecken zu erkennen geben und die ungeheuren Wolken glühender Metallämpfe aus dem Innern des Sonnenballes an dessen Oberfläche führen.

Das revolutionäre Volkslied.

Die neue russische Nationalhymne, die wir unten in wortgetreuer Uebersetzung wiedergeben, ist verfaßt von dem russischen Dichter Balmont, während die Musik von dem nicht ganz unbekanntem jungen russischen Tonkünstler Gretschaninow geschrieben wurde. Die beiden machten sich an die gemeinsame Arbeit, nachdem die Revolution einige Wochen alt war. Und kaum wurden die Worte vernommen, wurden die Töne gehört, als das neue Revolutionärslied auch schon populär geworden war. Auch in dieser Hinsicht hatte ganz plötzlich das Alte abgewirtschaftet: die frühere Volkslied, das „Boja Taura Krani!“ verschwand ebenso unerwartet wie der Jar selbst. Wir lassen nun den Text des neuen Liedes folgen:

Wäge es lange leben, unser neues Rußland,
Als ein Land, welches glücklich ist und frei.
Denn dies ist die wahre und reine Freiheit,
Welche uns war vorbestimmt.
Rußland soll ein großes und mächtiges Reich sein,
Gleich einem tiefen See ohne Grenzen.
Laßt uns auch dankbar sein gegen die Helden,
Die starben, um uns die Freiheit zu schenken.
In unseren Wäldern, Ebenen und Feldern,
Auf den Steppen und zur See,
Endlich sind wir jetzt befreit und sind wir glücklich
Beim Tagen der Freiheit!

Notizen.

— Im Trianon-Theater wurde nach Hartlebens Tod zapadenden und daher immer noch wirksamen Komödien: „Die stülische Forderung“ und „Lore“ (Roite Stein!) ein neuer Einakter: „Die Vorsehung“ erprobt. Die jugendliche Darstellerin Dora Arnold bietet darin eine unterhaltliche Wauerei, die nur durch ein zübel Telefon- und Tüllingelei unterbrochen wird. Thema: wie das kostete Weibchen (von Ortrud Wagner famos gespielt) durch die mit der Eifersucht spekulierende Vorsehung des Bewerbers eingefangen wird.

— In der Krania wird der Vortrag „Das Oberengadin und der Spägen“ die ganze Woche hindurch gegeben.

— Ein neues Institut für Kohlenforschung hat der verstorbenen Kohlenmillionär Friedländer-Zuid testamentarisch gestiftet. Es soll in Obereschleien entstehen und ist mit 3 Millionen bedacht. So wie die Kohlenproduktion längst für den Gemeinbetrieb reif ist, wird es auch die Kohlenforschung sein. Uebrigens haben wir bereits ein halböffentliches Institut dafür in dem in Wäshheim a. d. Ruhr.

